

# Aus dem Nachlasse eines schweizerischen Literarhistorikers [Schluss]

Autor(en): **Schollenberger, H.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine  
Kultur**

Band (Jahr): **7 (1912-1913)**

Heft 6

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751417>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

lung zu Ausstellung errettet und sie in festlichen Räumen als edlen Flächen-  
schmuck in den erstbestimmten Dienst der Architektur gestellt.

In dieser Eigenschaft kommt Hodler über die Grenzen unseres Landes  
hinaus die Bedeutung eines Pfadfinders zu. Er hat in der kurzen Spanne sei-  
nes Lebens der dekorativ betonten Kunstübung, in den Tagen ihres elendesten  
Tiefstandes, in der Gebundenheit des Stils, in der Strenge seiner Abstraktion,  
im architektonischen Ausmaß seiner Darstellungen große und höchste Werturteile  
vorgelegt. Wie das allzeit lebendige Gewissen steht er da. Ernst veranlagte  
Künstler werden nach Jahrzehnten und Jahrhunderten noch mit ihm sich abzu-  
finden haben. Nicht das systematisch Starre eines besonderen Stiles wird sie  
hernach alle zeichnen. Deshalb mag es heute schon von wenig Einblick in die  
Entwicklung der jüngern Typen schweizerischer Kunstübung künden, wenn im-  
mer wieder von einer besondern Hodlerschule die Rede ist. Ein gewisser Ernst  
des Strebens, herbe Strenge vor sich selber, die Suche nach dem eignen Selbst,  
dies letzte wird sie alle einen.

Darin endlich liegt über der rein individuellen Wertung seines eigenen  
Werkes das Entscheidende, das Zukünftige einer künstlerischen Persönlichkeit,  
wie sie Hodler eignet.

Bern, im Frühjahr 1912

## Aus dem Nachlasse eines schweizerischen Literaturhistorikers

Von Dr. H. Schollenberger

(Schluß)

Meilen, Mariafeld, 18. Febr. 1872.

Hochgeehrter Herr Doctor,

Die geist- und verständnisvolle Weise, in der Sie das edle Gedicht meines  
Freundes „Huttens letzte Tage“ in der Neuen Zürcher Zeitung<sup>1)</sup> seinerzeit be-  
sprochen haben, veranlaßt mich zu dem entschuldbaren Wunsche, daß das Werk  
meiner Frau<sup>2)</sup> auch durch eine so sinnig eingehende Beurteilung dem hiesigen  
Publikum bekannt gemacht werde, ganz abgesehen davon, daß ich auf Ihr Urteil

<sup>1)</sup> „Zwei schweizerische Dichtungen von einem deutschen Helden.“ N. Z. Z. 16./17. X. 1871.

<sup>2)</sup> „Johannes Olaf“, Roman von Eliza Wille; Leipzig F. A. Brodhäus 1871, 3 Teile  
(mit zusammen 988 pag.). Stiefels Besprechung erfolgte im Feuilleton „Frauenschrift“ der  
N. Z. Z. vom 18. April 1872.

gespannt bin. Es handelt sich um eine *Lebensentwicklung*, über welche nach mancher Seite hin meine Anschauung eine vielleicht nicht ganz unbefangene sein könnte; allein ich glaube sagen zu dürfen, daß es als ein *ernsthaftes* Werk in *dieser* Zeit tritt, wenn es gleich deutlich Spuren der Zeit seines Entstehens vor zwanzig Jahren (das „*nonum prematur in annum*“ des alten Horaz ist also mehr als doppelt erfüllt) trägt.

Das Exemplar ist das einzige, das ich noch habe; darum ersuche ich Sie höflichst, wenn der Verleger, dem ich darum geschrieben, Ihnen ein Rezensionsexemplar schickt, um Rücksendung.

Nach meiner Rückkehr von der übermorgen beginnenden Reise hoffe ich auch Ihre persönliche Bekanntschaft machen zu dürfen und Sie mit Meyer bekannt zu machen, den Sie durch Ihre schöne Rezension sehr erfreut haben. Ich sehe ihn noch nächste Woche in Venedig und im Frühjahr zieht er nach Meilen. Im voraus verpflichtet, Ihr

hochachtungsvoll ergebener

Fr. Wille.

Stiefels unbefangene, im geschickten Erfassen des Wesentlichen gipfelnde Urteilskraft, welche ihn befugte, auch außerhalb der Öffentlichkeit das Panier der Kritik aufzupflanzen, läßt sich wohl am deutlichsten aus dem Briefe erkennen, dessen Inhalt der Dank für den großen Roman des Freundes bildet.

Hochverehrter Herr,

Frl. Meyer hatte die Güte, mir Jenatsch zu übersenden, und es hat mir derselbe einige Stunden ganz außerordentlichen Genusses verschafft. So was ist nun mein eigenster Geschmack. Auch fand ich — nach meinem Gefühl — hier zum ersten Mal die *Volllöne* Ihres ureigensten *Genius* angeschlagen, und zugleich erschien mir Jenatsch als spezifisch schweizerische Dichtung, als eine poetische Tat, auf die wir patriotisch *stolz* zu sein, das vollste Recht haben; denn das *Genre* schafft kein Ausländer. Leider habe ich die schöne Dichtung nur flüchtig genießen, nicht mich andächtig in sie vertiefen können. Ein Urteil aber gebe ich immer nur unter letzterer Bedingung ab. Gerne aber will ich Ihnen mündlich meinen Eindruck genauer mitteilen, sowie einige kritische Gedanken, die mir aufgestiegen sind, ohne daß ich sie freilich gesammelt verarbeiten und in erneuter Lektüre prüfen konnte. Zwiegespräch aber wird sie entwickeln und Ihr Kunst-

gefühl sie ergänzen. — Über das Eine bin ich mir ganz klar: Sie haben mit dieser Novelle einen gewaltigen Treff- und Meisterschuß getan. Je weniger Sie daran ändern, desto besser bleibt sie. „Frisch an die Säune, so trocknen die Windeln!“ würde Merf sagen.

Darf ich Sie höflich bitten, mir per Postkarte mitzuteilen, ob ich Ihnen Sonntag, den 27. oder Dienstag, den 29. (nachm.) gelegen komme. Die Schrift bringe ich alsdann mit. Mit höflichem Gruß

Ihr hochachtungsvoll ergebener

Göttingen, 20. Juni 76.

Dr. J. Stiefel.

In Reden und Vorträgen der akademischen Jugend und weiteren Kreisen die Geschmackslinien anzugeben, die sie zu einer gründlichen Kenntnis der neuen Literaturepoche befähigen sollten, ist zeitlebens Stiefels letzte Aufgabe geblieben — so hat er den Dank der Großen verdient.

Verehrter Herr,

während meines längern Unwohlseins, und gerade da es nicht zum besten stand, haben Sie öffentlich über meine ersten Sachen: Hutten und Jenatsch geredet, und die vorzügliche Rede wurde mir dann im Drucke zugesendet. Längst hätte ich gern dafür gedankt, habe aber erst jetzt etwas zu geben, zwar etwas Altes, aber in neuem Gewande. So sende ich Ihnen hier meinen Liebling, die Richterin, mit der freundlichen Frage, ob Sie den Weg nach Kilchberg denn völlig verlernt haben? ich denke, Sie befinden sich wohl, auch ich jetzt wieder ganz leidlich und

in der alten freundlichen Gesinnung und dieselbe bei Ihnen voraussetzend

Ihr

C. F. Meyer.

Kilchberg, 8. Nov. 1889.

Grüße von Haus zu Haus.

Inzwischen hatte Stiefel auch den Weg zu Gottfried Keller wieder gefunden — weniger in bewußter Absicht, als vielmehr begünstigt durch die beiden Naturen eigene Verschlossenheit — eine innere Verwandtschaft, der sie bei der Nähe ihres Wohnsitzes auf gemeinsamen Spaziergängen mit dem fortschreitenden Alter immer lebhafter inne wurden. Dieser Zug zu einem gemeinsamen Einsiedlertum tritt in den drei folgenden Briefen Kellers an Stiefel bedeutsam in Erscheinung.

Zürich, 24. Juni 1889.

Verehrtester Herr Doktor!

Durch das unselige Zeit- und Wetterwirrnis bin ich statt längst in Baden, immer noch hier, sodaß die Frage entsteht, ob ich überhaupt noch hingehen soll. Sie erinnern sich vielleicht, daß ich wünschte, den Monat Juli auf Seelisberg zuzubringen, um Ihre Kur gegen meinen Rheumatismus zu benutzen und damit zugleich ein Asyl für die Geburtstagsverfolgungen am 19. Juli zu gewinnen. Im Herbst könnte ich immerhin noch eine Badener Kur folgen lassen. Ich erlaube mir nun, sofern ich Ihre Zeit nicht beeinträchtige, die Anfrage an Sie zu richten, ob Sie mir rathen anfangs Juli sogleich nach Seelisberg zu kommen und jetzt Baden fahren zu lassen. Ich selbst hätte wenigstens alles Vertrauen dazu. Je unbemerkter ich dem Publikum dort bleiben würde, desto lieber wäre es mir.

Ihr hochachtungsvoll ergebener

Gottingen, Zeltweg 27.

Gottfried Keller.

Lieber Herr Professor!

Ich sollte nun spätestens Mitte dieses Monats August in Zürich sein, um zu sehen, was auch dort geht, und um meine eigensten persönlichen Interessen, die ja zeitweilen noch meine sind, zu ordnen. Ich weiß noch nicht, ob Herr Dr. Heußer bis dahin seine Aufgabe als zu seiner Zufriedenheit gelöst erklärt, kann aber nicht darauf abstellen, da die Hauptsache noch von den Bädern in Baden abhängt. Es wäre mir also sehr lieb, wenn Sie auf alle Fälle in Zürich sich nach einer Abholung umsehen könnten. Sollten Sie es selbst, oder sollte, wie ich einen Laut vernommen habe, Herr Dr. Böcklin Lust dazu verspüren, so wäre das sehr herrlich, und noch mehr, wenn gleich zwei kämen. Ich würde die Kosten natürlich auf mich nehmen, da ich in der Zeit wieder Geld verdient habe, ohne es zu wissen. Also bitte, sehen Sie sich ein bißchen um. Sonst hat es gebessert mit mir und ich marschiere bedeutend besser, als vorher.

Ihr dankbar ergebener

Gottfr. Keller.

NB. Den Tag würde ich dann mit Telegramm anzeigen.

Seelisberg, 12. Aug. 1889.

Lieber Herr Professor!

Ich bin nun so weit, daß ich vom 20. August an von hier abgehen kann,

nöthigenfalls auch ein paar Tage vorher. Die Route geht am besten von Treib aus nach Luzern mit dem Schiff und von dort gleich nach Zürich per Bahn. Ich bitte Sie nun, mit den Herren sich zu verständigen, da ich nicht weiß, ob Herr Böcklin dort und disponiert ist; ich getraue mir doch kaum, ihn zu bemühen; jedenfalls genügt es, wenn Einer kommt und den gewählten Tag bezeichnet. Mit Gruß

Ihr ergebener

G. Keller.

Verschiedene Vorkommnisse hatten in Stiefel lebhaftere Jugenderinnerungen wachgerufen; diese galten in erster Linie der in prekären Verhältnissen lebenden Mutter — „deren aus Humor und Ernst so wunderbar gewobenes Wesen mir allezeit wie Verkörperung der Poesie erscheint“. Wieder verfiel er in das sinnende, grüblerische Wesen seiner Jünglingsjahre; stärker denn je machte sich der Hang zur Nervosität, Bitterkeit und Melancholie geltend. Er versenkt sich in den stillen und doch mannigfach bewegten Lebenslauf einer vornehmen Zürcherin: *Henriette von Muralt-Hirzel* (18. X. 1812 — 18. IV. 1880). Die glückselige Gattin, Hausfrau und Mutter wird ihm ein leuchtendes Beispiel dafür, welche einen weiten Umkreis freundlichen Wirkens eine schlichte Frau zu umfassen und zu beherrschen vermag, gerade dann, wenn sie in der Sphäre weiblichen Wesens bleibt. Der als Familienmanuskript<sup>1)</sup> gedruckten Erinnerungsbroschüre ist das Shakespearesche Wort vorangestellt: „Reif sein ist alles.“

Solche aus Familienerinnerungen resultierende Stimmungen dauerten bei Stiefel oft lange und ungeschwächt, sie haben ihm manche Arbeitsstunde verkürzt. Dann bedurfte er des Trostes.

Empfangen Sie — schreibt C. F. Meyer am 18. November 1889 — verehrter Herr, meinen Dank für Ihre Zeilen und die Versicherung meines Anteils an Ihrer Bekümmernis, ich weiß, wie Sie Ihre Mutter lieben. Lieb dagegen ist es mir, daß Sie mir Ihre gute Gesinnung bewahrt haben. Anfangs meines Unwohlseins bedurfte ich allerdings der Ruhe, jetzt aber bin ich wieder umgänglich und — das Beste — habe wieder Unternehmungslust.

Was Ihre Schreibscheu betrifft, wird es sich damit zur rechten Stunde von selbst geben. Es war immer Ihre Art, den Dingen auf den Grund zu

<sup>1)</sup> Zürich, J. J. Ulrich, 54 pag. (1883).

gehen und auch Ihre, zeitweilige, Vorliebe für Ihr Katheder ist mir wohl bekannt, dessen (und meine) Wünsche für Ihre Erleichterung! — — —

Frens „Salis“ ist ein tüchtiges Buch, das mir immer lieber wird, und ein uneigennütziges Buch, da es einen zwar sittengeschichtlich und menschlich interessanten, aber literarisch nicht allzu bedeutenden Gegenstand behandelt; ich zwar persönlich liebe die Lyrik des Bündners und fühle (oder fühlte wenigstens früher) die verwandte Ader. — Eben erfahre ich von Frau Spyri, deren Nefte Häußer Badarzt auf Seelisberg war, daß es mit Keller eigentlich gar nicht so übel steht und alles — bis auf das Alter natürlich, dem wir alle pflichtig sind — wieder gut werden kann. Das freut mich. Grüße von Haus zu Haus.

Herzlich, Ihr

C. F. Meyer.

Überaus schmerzliche Ereignisse waren es, die Stiefel in diesen und den folgenden Jahren auf den Plan riefen. Am 24. November 1886 war ihm der ehrende Auftrag geworden, im Namen der Schulbehörde und der Lehrerschaft des Eidgen. Polytechnikums der großen Verdienste des abgeschiedenen Johannes Scherr zu gedenken — er hatte ihn geehrt als den Lehrer originellster Art, als unnachahmlichen Meister des akademischen Vortrages, als realen Kämpfer für das Ideale, welcher der literarischen, politischen und sozialen Welt verloren gegangen. Und schon am 18. Juli 1890 galt sein Nachruf einem noch Größern — „dem größten Meister schweizerischer und deutscher Poesie“: Gottfried Keller. Tags zuvor hatte der Zürcher Stadtrat an Stiefel das Ersuchen gestellt, beim Leichenbegängnis die Gedächtnisrede halten zu wollen. „Seit langen Jahren — heißt es in dem vom Stadtpräsidenten H. Pestalozzi unterzeichneten offiziellen Schreiben — mit dem Verewigten in Freundschaft verbunden und seinem geistigen Wirken nahestehend, werden Sie wie kein Zweiter im Falle sein, bei der letzten Ehrenerweisung den Leidtragenden das Bild des Dichters lebendig vor die Seele zu führen, und wir zweifeln nicht, daß Sie dieser Ehrenpflicht gerne nachkommen werden.“ Stiefel hat sich auch diesem ehrenden Auftrag in republikanischer Pflicht unterzogen. Die Feier in der Fraumünsterkirche wurde durch den Geistlichen eingeleitet, der sich auf Abhaltung des liturgischen Gebetes beschränkte. Dann versuchte Stiefel die Stimmung der Schmerzbewegten Stunde in Worte zu fassen, den Zuhörern die Verkündigung des Ideals als den leuchtenden Höhepunkt der Poesie des Verstor-

benen nahezubringen, indem er das ideale Vermächtnis Gottfried Kellers eröffnete: das Ideal des Republikanertums — die große Mahnung, die Republik nicht als ein Äußerliches nur zu fassen, nein, mit der freien Staatsform die innerste Lauterkeit und Weihe des sittlichen Lebens zu vereinen. Damit hatte er den Dank der Behörde verdient:

„Durch die freundliche Bereitwilligkeit, mit welcher Sie unserer Bitte entsprochen, . . . haben Sie sich in hervorragendem Maße an der Erfüllung einer auf Zürich lastenden Aufgabe beteiligt, und indem Sie des großen Dichters und Vaterlandsfreundes Wesen mit kundiger Hand zeichneten, haben Sie auf alle die, welche Ihren Worten in Rede oder Schrift folgten, einen erhebenden Eindruck ausgeübt, von dem wir hoffen, daß er recht lange wirken werde. Für den großen Dienst, welchen Sie unserer Stadt erwiesen haben, sprechen wir Ihnen unsern wärmsten Dank aus.

Stiefels Beziehungen zu C. F. Meyer dauerten ungetrübt fort.

„Lieber Herr Professor,

Hier die Borgia-Novelle, die ich — trotz den Hindernissen des Stückes — alles mußte überstürzt werden — noch so ziemlich vollendete. Ich teile die rosige Färbung des Papiers, worauf ich schreibe<sup>1)</sup>, nicht völlig, da ich an Augenerheuma leide. Doch geht es besser. Zum Glück habe ich ein paar Stoffe, die mich beschäftigen. Was Sie mir das letzte Mal von Keller erzählten, sollte doch einmal gründlich niedergeschrieben werden.

Mit alter Zuneigung

Ihr C. F. M.

3. Dez. 1891.

Meyers Wunsch hat in der Festrede, die Stiefel zur Feier von Rudolf Kollers 70. Geburtstag am 4. Juni 1898 in der Zürcher Kunstgesellschaft hielt, Erfüllung gefunden. Untrennbar war ihm damals die Huldigung für sie beide, Gottfried Keller und Rudolf Koller — „deren Freundschaft innerster goldener Gehalt, urglühendes Wirken für unseres Volkes ideale Erholung und Erfreuerung war“. — Bald darauf galt es eine letzte stolzbeglückte Huldigung, dem zweiten unserer Dioskuren — „der, seines Staubgewandes Fessel von sich streifend, hinüberschritt, umklungen von Gefängen der Unsterblichkeit, die er sich selber schuf und uns hinterließ als einen idealen Goldhort“.

<sup>1)</sup> Ein kleiner Karton mit den Druckworten „überreicht vom Verfasser“.



Es war die Gedächtnisrede auf C. F. M e n e r , am 18. Dezember 1898 in der Tonhalle zu Zürich. Der Lesezirkel Hottingen durfte sich glücklich schätzen, in Stiefel wiederum „einen Interpreten des gefeierten Dichters gewonnen zu haben, der uns die Persönlichkeit desselben in so ergreifender Weise nahe-zubringen wußte.“

Wer dem Werdegang Stiefels gefolgt ist, wird es erklärlich finden, daß seine Liebe den Schriftstellern gehörte, an die er sein Herz vor andern gehängt, daß er an seinem Ort das Hervortreten der Glanzperiode unserer Heimatdichtung, deren Zeuge er hatte sein dürfen, nach ihrer ganzen Bedeutung sich zur Pflicht machte. Eben dieses Zurückziehen auf das Höchste in unserer Literatur befähigte ihn manchmal zu einem überraschend gesunden Urteil über literarische Erscheinungen der Mitwelt, die er sonst zu den Eintagsfliegen zu zählen pflegte. So ist auch die heutige Literaturwissenschaft über die in folgendem Gutachten Stiefels niedergelegten ästhetischen Werturteile nicht hinaus-gekommen:

„Fräulein G o s w i n a v o n B e r l e p s c h ist erst in vorgerückteren Jahren, von 1886 an, mit größern Sachen vor die Öffentlichkeit getreten, mit Novellen, die teils dem Schweizerleben, teils dem Wienerleben entnommen sind. Ihre Arbeiten zeichnen sich auch von vorneherein durch Reife und feinen Humor aus. Sie ist die Tochter des Reiseschriftstellers Berlepisch, dessen Reisehandbücher über die Schweiz sich durch ihre liebevolle Vertiefung in die Eigenart des schweizerischen Landes und Volkes, durch prächtige Schilderungen der Geschichte wie der Sitten und Gebräuche von Land und Leuten anmutig auszeichnen, der daher wohl verdient hätte, zum schweizerischen Ehrenbürger ernannt zu werden. Die Tochter des Flüchtlings von 1848 zeigt in der Wahl der Stoffe und Motive, wie in ihrer ganzen Gefühlswaise ein freudiges Verständnis für volkstümliche Gestaltung, demokratische Denkweise und Lebensart. In der Schweiz aufgewachsen, hat sie unser Volksleben, besonders das zürcherische der Sechziger und Siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts, tief in sich aufgenommen, treu am Herzen getragen und nun nach vieljährigem Aufenthalt im Ausland in blanke Spiegelbilder von dauerndem kulturhistorischem Wert und poesievoller Schönheit gegossen. — Die originelle Gestalt der patriotisch fühlenden Zürcher Jungfer Jakobea mit ihrer sehnsüchtigen Begeisterung für Bildung, die, wieder eine ganz eigene Art Regula Amrain, Mutterstelle an einem Bai-

senkind vertritt und mit pestalozzianischem Eifer sich in die Erzieherkunst einlebt; — die nicht minder originellen Jungfern Rollenbuz mit ihrem Feilträgerlädeli im Niederdorf (eine fast verschwundene Herrlichkeit unserer Jugendjahre); — der von Gesundheit und Humor strokende Appenzellerbub „Sambischli“; — der die Geschichte Zürichs darstellende Sechseläutenzug; — die Glockenweihe im St. Peter; — die Feuersbrunst im Gebirge; — die Vereinsreise an den Vierwaldstättersee sind alles Gestalten und Bilder von runder Plastik und blankem Glanz. Goswina von Berlepsch ist eine Darstellerin von naturwüchsigter Beobachtungsgabe und von feiner graziöser Hand in der Schilderung, und alle ihre Bilder sind von einem Hauch unvergänglicher Jugendllichkeit umflossen, die aus einem goldigen Gemüt und einer sonnigen Weltanschauung strömt. — Die Stimmung macht ihre eigenste Stärke aus. Tragisches Geschick und Menschenlos weiß sie in Erzählungen wie „ein Maitag“, in Partien von „Jakobe“ und „Spätrot“ in schlagenden Akzenten und erschütternden Tönen oder in feinsten Melodien („Wiedersehen“) zu zeichnen. Aber besonders charakteristisch ist für sie, daß ihr von Jahr zu Jahr der Humor sich reicher entfaltet vom drolligen Freßbädlhumor eines Jeremias Gotthelf („Invasion“) bis zur aufjubelnden Naturlust, Reisesfreude, Vaterlandseligkeit, oder auch zum geistvoll witzigen, doch von aller Blasiertheit freien „Capriccio“ eines Anatole France („Bendetta“). Diese Vorzüge vermählen sich am anmutigsten in der Novelle „Thalia in der Sommerfrische“, und in den Novellencyklen „Heimat“, „Mann und Weib“, „Bergvolk“ — alles prächtige Geisteskost aus dem Volke fürs Volk.“

Allein die Tage der Hoffnung waren für Stiefel vorüber. In Ablehnung der Moderne sah er sich immer wieder nach dem Einen Trost, der ihm geblieben, nach dem Einen Schatz um, den ihm niemand rauben konnte, nach der von ihm mitgelebten Epoche deutschschweizerischer Literatur — hier fand er immer wieder das Größte, was auf dem Boden deutscher Poesie überhaupt hervorgebracht worden. — Noch einmal fand Stiefel Gelegenheit zu erneuter Betonung seines von praktisch gefaßten Idealen durchglühten Realismus, der auf das Volksleben in allen seinen Richtungen einwirken wollte. Der an der außerordentlichen zürcherischen Schulsynode vom 9. Juni 1902 gehaltene Vortrag über „Poesie und Schule“ gipfelt in der Definition der Poesie als „das Leben des Volksgemütes in Freude und Leid, in Glück und Not“. — Unter dem Druck der vielfach hindernden Stimmungen, welche die Geschichte der letzten, ereignisrei-

den Jahre in Stiefels Persönlichkeit hervorrief, hat er lange gezögert, bis er sich entschloß, seine dem Andenken Dr. Karl Rappellers, weiland Präsidenten des schweizerischen Schulrates, gewidmeten „Reden und Vorträge“ der Öffentlichkeit zu übergeben. Es geschah im Jubiläumsjahr der Tellichtung, deren Würdigung als „allezeit unser poetisches Bundesbuch, unser patriotisches Evangelium“ das schmale Bändchen<sup>1)</sup> eröffnet. Und doch enthält es alles, was ihn ein Leben lang bewegte, und was sich ihm aus diesen Jahren als bewährtes Urteil ergab — das Bekenntnisbuch eines „gerechtigkeitslosen Kammachers“<sup>2)</sup>.

## Ein schweizerisches Jahrbuch für Kunst und Handwerk

**D**ie künstlerischen Bestrebungen der im In- und Ausland lebenden Schweizer werden heute ganz anders gewertet als bis vor wenigen Jahren. Das gesunde, zielbewußte und in sich gefestigte Vorgehen einer großen Menge bemerkenswerter Künstler, die auf den verschiedensten Wegen alle dem einen Ziele, in ernstem, überzeugungstreuem Ringen die Schönheitswerte zu mehren, zustreben, lenkte die Augen der Mitwelt immer zwingender auf das kleine, bisher in der Kunst so wenig beachtete Land, das alle diese künstlerischen Kräfte aufgespart zu haben schien, bis einige Bahnbrecher ihnen den Weg wiesen. Man kann nicht von einer Schweizer Schule sprechen. Die widersprechendsten Richtungen finden sich vertreten; wie von unsern Bergen die großen Flüsse, so werden aus unserm künstlerischen Schaffen alle Strömungen der Kunst mit mehr oder weniger bedeutenden Zuflüssen gespeist. Aber ein Gemeinsames tritt doch fast überall unverkennbar hervor: es ist reines Quellwasser; der nüchterne, gesunde Sinn, der unserm Volksschlag eignet, schließt alle zerflossene Romantik, alles falsche Pathos auch im künstlerischen Schaffen aus. Eine erfrischende, hartköpfige Ehrlichkeit, ein tapferes, überzeugungstreues Streben eignet allem, was unserm Boden entspringt. Es ist und bleibt ein harter Boden, aber die Früchte, die ihm in harter, langsamer und meist etwas schwerfälliger Arbeit

<sup>1)</sup> Zürich, Albert Müllers Verlag 1904.

<sup>2)</sup> Dedicationsunterschrift an Prof. J. J. Schollenberger, Zürich.